

dtv

Kolbstadt Anfang der 90er Jahre. Christian Kirsch hat es geschafft: Aus dem fußballbegeisterten Schüler der 50er und dem sanft rebellierenden Juristen der späten 60er Jahre ist der stadtbekannte Oberstaatsanwalt Kirsch geworden. Sich seiner Stellung als Vertreter einer demokratischen Rechtsordnung bewusst, pflegt er im Kreise der wohlhabenden Kolbstädter seine Lust am Wein, wobei er sich ein kritisches Gespür für gesellschaftliche Missstände bewahrt hat: Als eine Bürgerinitiative zum Protest gegen die antisemitische Berichterstattung des regionalen Wochenblatts aufruft, ist der Hobbylyriker Kirsch mit einer Lesung dabei. Aber just zu dem Zeitpunkt, als seine Beförderung zum Leitenden Oberstaatsanwalt nur noch eine Formsache zu sein scheint, droht ihm aus der eigenen Familie Gefahr: Ein gegen seinen Sohn Rudi wegen »ausländerfeindlicher Umtriebe« eingeleitetes Verfahren stellt Christian Kirsch vor die schwierigste Entscheidung seines Lebens: Soll er gemäß seinem eigenen Rechtsverständnis, das er immer wieder pointiert vertreten hat, handeln oder entscheidet er sich für den Ruf seiner Familie, für seinen Sohn – und auch für seine Karriere?

Benno Hurt, geboren 1941, lebt in Regensburg. In den 60er Jahren veröffentlichte er Prosa, Lyrik und Essays, u.a. den Erzählband »Frühling der Tage« im Carl Hanser Verlag, schlug dann jedoch die Richterlaufbahn ein und wandte sich gleichzeitig der Fotografie zu. 1986 begann er Theaterstücke zu schreiben. In drei Romanen erzählt Hurt die Geschichte der Familie Kirsch von den 50er bis in die 90er Jahre: »Eine deutsche Meisterschaft« ([dtv 13456](#)), »Der Wald der Deutschen« ([dtv 13640](#)) und »Ein deutscher Mittelläufer«. Zuletzt veröffentlichte Benno Hurt die Romane »Eine Reise ans Meer« ([dtv 24592](#)) und »Wie wir lebten« ([dtv 24686](#)).

Benno Hurl

Ein deutscher Mitteläufer

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Benno Hurt
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Eine deutsche Meisterschaft (13456)
Der Wald der Deutschen (13640)
Eine Reise ans Meer (24592)
Wie wir lebten (24686)

Alle Orte und Personen in diesem Buch
sind frei erfunden. Sollten sich trotzdem Ähnlichkeiten
aufdrängen, so verdanken sich diese ausschließlich
dichterischer Imagination.

Juni 2009
© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: plainpicture/Deepol/Stefan Freund
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon 9,9/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13771-3

I

*»... mit dem rechten Fuß hatte
Christ Kirsch als Mittelläufer Tore
geschossen ... die verrutschten Bilder
kamen plötzlich wieder übereinander
zu liegen und deckten sich.«*

Oberstaatsanwalt Christian Kirsch war bis an den äußersten Rand gegangen, draußen auf seiner Terrasse, mit blinden Schritten bis an das Ende des Porphyrlaufwegs, Naturstein, nicht in Quadern verlegt zu dem gewohnt exakten Bild einer langweiligen Noblesse, rostig rote Bruchstücke, die wie weiche Plasmaklumpen verfließen, in Form gehalten durch die schmalen, grauen Rinnsale der Verfüzung. »Zu Stein erstarrte Amöben«, lächelte er, rätselhafte Meerestiere wie in den Wasserfarbenbildern des Oberschülers Christ Kirsch, in denen tiefes Blau vorgeherrscht hatte, tief wie das Meer, tief wie die Phantasie des vierzehnjährigen Knaben im Schiller-Gymnasium in der Humboldtstraße im feinen Stadtwesten von Kolbstadt, einen Steinwurf von der Eichendorffstraße entfernt, in der er damals 1956 noch nicht gewohnt hatte, aber jetzt an diesem Abend des Frühlings 1992 stand, vor seinem Haus, über dem Garten, in den eine Treppe hinabführte, der Garten, der Margot gehörte, zu ihr gehörte, seit jenem Augusttag 1971, als er das Anwesen erworben hatte. Margots Reich lag zu seinen Füßen fünf Stufen unter ihm.

»Pst ... pst ...«, flüsterte er, »hörst du die Stille?«

In der Küche stand das Fenster, das in den Garten wies,

offen. »Was soll ich hören?« fragte Margot, beschäftigt mit dem Polieren von Gläsern.

»Die Stille ... die Stille.«

»Die Stille, lieber Christian, kann man nicht hören«, stellte sie nachsichtig lächelnd fest.

»Oh doch, du kannst sie hören. Es ist eine volle Stille, sie ist voller Wörter, stiller Wörter, die einem etwas sagen, wenn man sie nur versteht.«

»Und was sagen sie dir?« scherzte sie.

»Heute ist Mama gestorben. Vielleicht auch gestern ...«

»Was sagst du da?«

»Mutter verschieden. Beisetzung morgen. Das besagt nichts. Vielleicht war es gestern.«

»Das ist ja schrecklich!«

»Das ist Camus. Das darfst du nicht wörtlich nehmen.«

Sie beugte sich aus dem Fenster, um nach ihm zu sehen. Der tulpenförmige Kelch des Weinglases, das sie in einer Hand mitsamt dem Geschirrtuch hielt, wies hinab zu dem Johannisbeerstrauch, der sich an die Hauswand drängte.

»Camus' Fremder erlebt so eine Stille, lebt in so einer Stille. Natürlich umgeben ihn Geräusche, meinetwegen auch Straßenlärm. – Man stelle sich vor, er steht an einem offenen Fenster ... die fernen Klänge, die nicht stören, sondern nur sagen, daß es ein Draußen und ein Drinnen gibt.«

»Wenn mir jetzt das Glas aus der Hand fällt, macht das einen ordentlichen Knall.«

»Untersteh dich«, drohte er ihr, »ausgerechnet das junge Weißweinglas, mein Lieblingsglas. Ich will es dir anhand des Großen doppelherzigen Stroms erklären«, nahm er sein Thema wieder auf. »In Hemingways Erzählung springt Nick Adams von einem Güterzug und findet sich auf einem Terrain verbrannter Erde. Wo einmal Menschen lebten, Häuser standen, ist jetzt ein Nichts. Nichts

Menschliches, nichts Zivilisatorisches, nichts Kultürliches. Nur Nick. Er hat alles hinter sich gelassen, seine Familie, seinen Beruf, ja sogar seine Erinnerung. Er will einfach sein, da sein, existieren ohne Erklärung. Eine Angel, eine Kochstelle, ein Zelt, das ist alles, was er akzeptiert.«

Einfach da sein, ohne Erklärung, wollte auch er, Christian Kirsch. Dabei hatte er die ganze Nacht nach einer Erklärung gesucht. Der Telefonanruf gestern abend hatte seine Beziehung zu Margot verändert. Seine Schwester Dagmar, Dagmar Best, hatte Margot »informiert«. »Ich fürchte, sie machen politischen Unfug«, was meinte Dagmar damit? Warum hatte ihm Margot verschwiegen, daß Rudi für sie nicht »unbekannten Aufenthalts« war, wie er, der Jurist, das in seinem Amtsdeutsch nannte? Als Staatsanwalt hieß es, mahnte er sich, Fakten sammeln, ordnen, dann erst subsumieren.

Rudi, ihr Sohn, war im Abiturjahr 1990 gescheitert. Ein Jahr später war er von zu Hause ausgezogen. »Unbekannten Aufenthalts« sei er, hatte Christian Kirsch bis gestern geglaubt. Margot hatte es besser gewußt, die ganze Zeit. Als Ehefrau und Mutter durfte sie dieses Wissen nicht unterschlagen. Zwischen Eheleuten, sagte sich der Jurist Kirsch, bestand eine Offenbarungspflicht. Ausgerechnet Roman Best hatte sich Rudis angenommen. Dagmar Kirsch hatte diesen Roman Best, den Sohn von Modehaus Best, 1957 geheiratet. Das, was Rudi jetzt beruflich machte, womit er sein Geld verdiente, hatte offenbar mit Bests Filialen im niederbayerischen Straßling und in München zu tun. »Sie machen politischen Unfug«, was meinte Dagmar mit »politisch«, welche Leute verbargen sich hinter dem Plural »sie«?

Christian Kirsch sah von der Terrasse hinunter auf den Garten, für den Margot verantwortlich war. »Eine Erin-

nerung, verstehst du«, sagte er dann und drehte, ohne seine Schultern zu bewegen, den Kopf nach ihr, »eine Erinnerung kann einen ungeheuren Lärm verursachen, Erinnerungen lärmern mitunter. Deshalb will sich Nick Adams nicht erinnern.«

Sie zog sich vom Fenster zurück, er sah noch immer in den Garten. »Wenn ich hier draußen stehe, bin ich Nick Adams. In einem Zustand absoluter Unschuld«, log er. »Ich habe meine Identität abgelegt, sie ist aus mir gewichen. Ich habe noch nicht gelebt, nichts erfahren, nichts verschuldet – kein Erinnern. Dieser Zustand der Unschuld hält an, solange die Stille währt. Mit den ersten Geräuschen fängt die Erinnerung zu arbeiten an. Dann bin ich wieder engagiert, resigniert. Das minutenlange Zeitalter der Gleichgültigkeit ist vorbei. Gleichgültig, gleich gültig, gleich und gültig, gleichgültig sein, das ist a priori nicht gleichzusetzen mit inkriminiertem Tun.«

Margot erschien für Augenblicke lachend im Küchenfenster. »Ich erteile das Wort dem Herrn Oberstaatsanwalt.«

Er schrieb in seinen freien Stunden an einem Traktat über die Stille. »Der Anfang vom Ende der Stille«, das Genitivpathos im Titel mochte er. Er fand, es wurde dem Ernst des Themas gerecht. Mit der Verfassung dieses Aufsatzes nahm er seine schriftstellerische Tätigkeit wieder auf; der »junge Lyriker des deutschen Sprachraums«, wie die Mittelbayerischen Nachrichten von Kolbstadt in den frühen sechziger Jahren ihm, dem dichtenden Kolbstädter Jurastudenten, geschmeichelt hatten; der blutjunge Lyriker, der durch einen Anthologiebeitrag von drei Gedichten die mittelalterlichen Stadtmauern seiner Heimatstadt durchbrochen und zu einem Flug in den Dichterhimmel angesetzt hatte; in einer flachen Flugbahn erreichte der Name Christian Kirsch gerade noch die Landeshaupt-

stadt, wo ihn, immerhin, die überregionale Tageszeitung im Feuilleton zusammen mit den anderen jungen Poeten, die mit ihm in die Sammelunterkunft dieses Gedichtbands aufgenommen worden waren, in einer einspaltigen Rezension namentlich erwähnte; für eine Bewertung der literarischen Qualität seines Beitrags blieb kein Raum, ein Umstand vielleicht, der es dem Volljuristen später ermöglichte, darüber nachzusinnen, was aus dem jungen Lyriker von damals geworden wäre, hätte er seine Begabung nicht dem schnöden Brotberuf in der Justiz geopfert. Im »Anfang vom Ende der Stille« verbalisierte er sein mit den Dienstjahren zunehmendes Bedürfnis nach Ruhe, nach In-Ruhe-gelassen-Werden. Sein Beruf hatte, soweit er zurückdachte, mit Leid und Streit zu tun. Staatsanwalt, Richter für Straf- oder Zivilsachen – gestritten wurde um alles, was einklagbar war. Und eine sich demokratisch gerierende Rechtsordnung setzte keine Barrieren für den Streitwert, jeder Müll war den Streit wert, deduzierte er; Rechtsschutzversicherungen, die schon lange nicht mehr vor allem wirtschaftlich Schwache im Kampf um ihre Rechte schützten, sondern beinahe uneingeschränkt jedem Besserwisser und Rechthaber Prozeßkostendeckung garantierten und mit den Prämien der Versicherten großzügig Rechtsanwälte finanzierten, sorgten dafür, daß die überall im Amts- und Landgerichtsbezirk entfachten Feuer nicht zum Erlöschen kamen. Flammen loderten flächendeckend von Kolbstadt bis Waldfreitung, bis an die Grenze zur ČSFR; gierig züngelnd, unersättlich, und jeder hitzige Streitsüchtige, der eine Feuerstelle unterhielt, glaubte sich im Recht und schüttete unaufhörlich weiter Öl in die Flammen, Streit und Leid, räsonierte er auf seiner täglichen Flucht aus dem Justizpalast, Streit und Leid und das Gezeter der Verfahrensbeteiligten, war das die Formel, fragte er sich voller Selbstmitleid, die Formel für

die lebenslange Bestimmung des Christian Kirsch? Durch die Straßen der Dichter setzte er sich ab in die Eichendorffstraße, wo ihn seine Frau Margot erwartete, um mit ihm die Ruhe ihres Gartens zu teilen, unter dessen Bäumen er in manchen Nächten noch im vergangenen Sommer leise eingesprochen hatte auf Rudi, seinen Sohn.

Von den Straßenschildern las er, während er in dem fein verzweigten Netz der Dichterstraßen bewußt Umwege fuhr, die weißen Namen Hölderlin, Heine, Rilke, Schiller. Er sprach sie vor sich hin, um die Wirkung ihres Klangs auszukosten. Die Häuserzeile der Heinestraße war so kurz, daß sie gerade für zwei Verszeilen reichte, die er in einem der Geschwindigkeit seines Saab angepaßten Rhythmus rezitierte: Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser – freilich das Beste wäre nie geboren sein. Wenn er sparsam mit Heines Worten umging und nicht gerade eine Limousine aus einer Ausfahrt vor seinen Wagen rollte, reichten diese drei Sätze bis an die Einmündung Hölderlinstraße. Er unterzog sich einer Reinigung. Durch eine Waschstraße fuhr er in seinem schwedischen Pkw nach Hause. Der Lärm der Ausfallstraße, die den Namen der französischen Patenstadt Kolbstadts adoptiert hatte und nach einem Bindestrich mit dem schönen Wort Allee bluffte, obwohl kein einziger Baum sie zierte, verfiel sich in den ausgedehnten fürstlichen Grünanlagen, die den inneren Kern des Stadtwestens, den er das Dichterviertel nannte, abschirmten gegen das Motorgeheul und das metallene Röhren, gegen das ungeduldige Blöken von Hupen, kurzum schützten vor dem Lärm der Realität.

Auf seinem Heimweg schlüpfte er allmählich, Villa für Villa, Dichter für Dichter, Vers für Vers, in seinem Wagen sitzend, aus der Robe. Oft reichte die Wegstrecke nicht, und immer häufiger geschah es, daß er auf Höhe der Einfahrt zu seinem Anwesen Gas gab, um an Margot vorbeiz-

zufahren, die ihn sicher schon erwartete, im Wohnzimmerfenster von den Stores verdeckt. Wie ein alberner, in Motoren vernarrter Junge umkreiste er sein eigenes Haus; er bräuchte noch zwei, drei Runden, um sich freizufahren. Manchmal tauchten plötzlich hinter der Windschutzscheibe des Saab die Gesichter Bekannter auf, die in seiner Straße oder einer benachbarten wohnten; und er bildete sich ein, daß sie ihn bei dem Versuch ertappten, sein Rechtsprechungskostüm loszuwerden, es abzustreifen, es unbemerkt verschwinden zu lassen wie ein belastendes Asservat.

Zu diesem Bedürfnis nach Ruhe gesellte sich ein anderes, wachgerufen durch die Vorstellung schmutziger Hände, ein schon zwanghaftes Verlangen, sich die Hände zu waschen, sie zu reinigen von Staub, dem Aktenstaub, von verkrusteten, für ein weniger sensibles Auge nicht sichtbaren Speiseresten, herrührend von einem Angestellten oder Beamten des mittleren Dienstes, der, während er in seiner Geschäftsstelle frühstückte, zugleich eine Akte anlegte, Schriftstücke aushob, Schriftsätze einheftete, Blätter paginierte; und da dieser Behördenmensch »glitt«, befand er sich schon seit sieben Uhr dreißig im Haus und käme zwischen dem Verzehr seines Eierbrötchens und seinen Handlangerdiensten für die Sache des Rechts seinerseits einem unaufschiebbaren Bedürfnis nach; anschließend eilte er zurück an seinen Arbeitsplatz, wo er mit ungewaschenen Händen wieder seinen Dienst versähe und sich dabei stärkte mit den letzten Bissen der Semmel. Natürlich war diese Angst, sich zu verunreinigen, tiefer begründet. Sie hatte mit den Verletzungen, dem Schweiß, dem Blut, den Ejakulationen, den äußeren und inneren Hämatomen zu tun, die menschliches Fehlverhalten verursachte, das sie, die juristischen Sachbearbeiter, als Verbrechen und Vergehen abtaten. Manchmal waren diese Wunden

als Beweismittel festgehalten in einer Polaroidfotografie, auf der sie blau anschwellen und häßlich kontrastierten gegen das von einer Überdosis Blitz überschwemmte Weiß der Haut.

Er ekelte sich. Er schämte sich für dieses Ekelgefühl, an dem er litt. Denn er ekelte sich nicht nur vor den Tätern. Oft vermischten sich Täter und Opfer, waren nicht zu unterscheiden im Halbdunkel ihres Milieus, in das sie nach ihrer Haftentlassung, nach ihrer Genesung wieder zurückkehrten. Monate später traf er die Beteiligten erneut auf den belebten Vormittagsgängen des Justizpalastes, wo sie jetzt mit vertauschten Rollen auf ihren Aufruf als Angeklagter oder als Zeuge warteten. Der flache, auf drei hohen, sich kreuzenden Metallbeinen aufgeschweißte Kelch vor dem Sitzungssaal quoll über von der Asche, die ihre Zeigefinger in einem friedlichen, einhelligen Nebeneinander von den Zigaretten tippten; oft drang das unappetitliche Räuspern, das Abhusten von Schleim, das plötzliche laute Lachen und Fluchen durch die Doppeltür, hinter der verhandelt wurde; in Gruppen drängten sie sich vor den Aushang, hingen an den Fenstern, versperrten ihm, als lungerten sie vor ihren nächtlichen Kneipen und Diskotheken, den Weg, der doch sein Dienstweg war.

Wenn er im Schlafzimmer der Eheleute Kirsch bei ausgeknipstem Licht über Margots Gesicht strich, wenn seine Hand sich zwischen ihre Beine legte, verband sich mit dem, was er fühlte, der Gedanke an Gewalt, Demütigung, an Unterwerfung jedes sich widersetzenden Willens. Zog er seine Hand zurück, verwirrte er Margot; ließ er ihr freien Lauf, fühlte er sich schuldig.

Der junge Richter Kirsch hatte an Sommernachmittagen in seinem Garten Akten studiert. Er las in ihnen wie in Gedichtbänden, wie in belletristischer Prosa. Das Geklirr von feinem Porzellan, aus dem seine Frau auf der Terrasse

Kaffee trank, Margots Nähe, ihre unauffällige, Rudi gel-tende mütterliche Aufmerksamkeit, um die Obstbäume verstreute Spielzeugautos, die grellen Illustrationen der Kinderbücher, die aus dem Gras leuchteten, sagten ihm, was sie 1971 dem leidenden leitenden Angestellten eines Chemiekonzerns nach München geschrieben hatte: Wir sind eine kleine Familie, Rudi, Christian und Margot. Sie waren eine kleine Familie gewesen; in einer Akte lesend, war er in seinem Garten spaziert, erfüllt von einem heimlichen Stolz als Ehemann, Familienvater und Richter.

Christian Kirsch ging nicht mehr mit einer roten Straf-akte durch einen grünen Garten, der seiner Frau Margot gehörte. In Margots Herrschaftsbereich durfte die Kriminalität keinen Einlaß finden, nicht einmal über die Gedanken des Oberstaatsanwalts Kirsch, der sich auf seine Sitzung vorbereitete. Für das Amt des Staatsanwalts hatte sich der Richter Kirsch beworben, als die Stelle eines Staatsanwalts als Gruppenleiter ausgeschrieben gewesen war, die erfahrungsgemäß schnelles berufliches Fortkommen versprach. Hatte er sich tatsächlich für eine Karriere in dieser Justiz entschieden? Man war an ihn herangetreten, erst dann hatte er sich beworben, nicht umgekehrt. An diese zeitliche Abfolge glaubte er sich zu erinnern. Er hatte in einigen aufsehenerregenden Verfahren, die durch die Medien gegangen waren, sehr gut ausgesehen. Er hatte eine gute Figur gemacht. Und seine gute Figur hatte Glanz abgestrahlt auf diese verbrauchte Justiz. Ein Ruf hatte ihn erreicht. Und er war ihm gefolgt, nicht gierig, nicht begeistert, aber auch nicht zögerlich. Bereits vier Jahre später war eine Rechnung aufgegangen: Aus dem Gruppenleiter Kirsch war Oberstaatsanwalt Kirsch geworden. Nur noch in Ausnahmefällen nahm sich der Oberstaatsanwalt Arbeit mit nach Hause. Er bestand auf zwei voneinander getrennten Welten: Der Welt, in der er sein Geld verdiente,

und der, die er sich damit schuf, in die er sich zurückzog, auf der Suche nach Stille, nach Gleichgültigsein – er wollte sich nicht erinnern. Warum? Es hatte mit dem Frage-Antwort-Spiel zu tun, das im April 1988 eine Angestellte des Jugendamts Kolbstadt pflichtgemäß mit ihm gespielt hatte. »Nein, es ist nicht nötig, daß wir ins Haus gehen«, von Anfang an sollte sie spüren, daß er ihrem betont diskreten Auftreten keine Bedeutung beimaß. »Es gibt nichts über meinen Sohn zu sagen, was ich nicht laut unter offenem Himmel sagen könnte.« Dann waren Margot und er mit der Dame der Jugendgerichtshilfe doch ins Haus gegangen, wo sie Vordrucktes von einem Formblatt ablas, in einsilbigem Tonfall, alles Persönliche war aus dieser Stimme eliminiert, keine leibhaftige Person maßte sich hier an, in das Privat-, das Familienleben des Oberstaatsanwalts Kirsch einzudringen, nicht mehr als ein vertontes Formblatt war die Frau, das das angeblich strafbewehrte Verhalten des »Heranwachsenden« Rudi Kirsch in forensisch bewährter Methode analysierend umkreiste, um ihn selbst argwöhnisch herumschlich, auch Margot nicht ausnahm mit stereotypen, für ihn leicht zu durchschauenden Fragen. Ein unverschämter Katalog, der darauf angelegt schien, alles für möglich zu halten; die Sozialpädagogin selbst hielt sich heraus, nahm sich nichts heraus gegenüber dem Herrn Oberstaatsanwalt; ohne ihn und Margot anzusehen, »ohne Ansehen der Person«, wie der Richtereid schief formulierte, vertonte sie mit ihrer dünnen Stimme nur vorgedruckte Fragen.

Zwei Jahre später, im Juni 1990, erschien sie wieder mit einem Fragebogen. Dieses Mal beschränkte sie sich nicht auf die vorgedruckten Fragen. Von einer »negativen Persönlichkeitsentwicklung Rudis« sprach sie. Den Ausdruck »schädliche Neigungen« nahm sie in ihren frechen Mund. Aber er, der Oberstaatsanwalt, konnte ihr nicht

den Mund verbieten. Von Amts wegen war sie hier in der Eichendorffstraße. Auf den Schlußball des Schiller-Gymnasiums kam sie zu sprechen, den krönenden Abschluß des Abiturs, das alle Schüler in Rudis Klasse bestanden hatten und zu dem Rudi erst gar nicht angetreten war. »Abitur gefährdet«, hatte ihnen, den Eltern, der Klassenleiter schon im Februar signalisiert. Rudis Klassenkameraden schwangen gerade das Tanzbein, als der mit zwei Begleitern, die keine höhere Schule besucht hatten, wie die Dame der Jugendgerichtshilfe wußte, den Saal betrat. Hausfriedensbruch, vorsätzliche Körperverletzung in drei Fällen, Sachbeschädigung, so würdigte der polizeiliche Schlußbericht Rudis Schlußball-Auftritt. Allesamt Antragsdelikte; die Geschädigten, darunter die Schule, hatten form- und fristgerecht Strafanträge gestellt. Die Anstrengungen, die er unternahm, um eine Rücknahme der Anträge zu erreichen, waren schließlich erfolgreich, aber auch demütigend. Aber da war Rudi schon nicht mehr Schüler des Schiller-Gymnasiums. Der Rektor hatte ihm, dem Vater, nahegelegt, das Gesuch, Rudi die Wiederholung der Klasse zu gestatten, zurückzuziehen. Mit Rudis Allergie hatte er, der Rechtskundige, noch zu entschuldigen versucht, daß sein Sohn gleich zweimal hintereinander das Klassenziel nicht erreicht hatte. »Schädliche Neigungen«, hatte die Sozialpädagogin vom Stadtjugendamt Kolbstadt in seinem Beisein Margot erklärt, »kommen in einer Persönlichkeitsentwicklung des Heranwachsenden zum Ausdruck, der nur durch die Verhängung von Jugendstrafe Einhalt geboten werden kann.« Die Strafanträge wurden zurückgenommen, der Jugendgerichtshilfebericht dieser Dame wurde damit gegenstandslos. Er, der Oberstaatsanwalt und Vater, gebot ihr Einhalt und wies sie aus dem Haus, als ihr Auftrag erloschen war und sie nicht mehr von Amts wegen die Familienverhältnisse Kirsch aus-

forschen durfte und nun anfang, auf eigene Faust gute Ratschläge zu erteilen. In der Familiengeschichte Kirsch, stellte er damals nachdenklich fest, spielten Formblätter und Fragebögen eine entscheidende Rolle.

Nach dem Krieg hatte Richard Kirsch, sein Vater, bei seiner Einstellung in den Staatsdienst in einem Fragebogen seine kurze, bis 1937 dauernde passive Mitgliedschaft in der »Partei« verschwiegen. 1955 war dem unbequemen Behördenangestellten unter dem Vorwand »falscher Angaben« und »Irreführung« fristlos gekündigt worden. 1955, im selben Jahr, hatte der Mittelläufer Christ Kirsch im Endspiel der Ersten Schüler zwischen dem SSV Kolbstadt und dem VfR den Mittelstürmer Kowaletzki im Strafraum zu Fall gebracht, ein unbedacht gestrecktes Bein, unbedacht wie das »Nein-Kreuzchen« seines Vaters im Fragebogen bei »Parteizugehörigkeit«, Elfmeter für den Gegner, 0 : 1, der »Silberne Fußball« war verloren.

In einer Linie stand er, Christian Kirsch, mit seinem Vater, einer unheilvollen Kirsch-Linie, in die nun auch noch sein Sohn Rudi einrückte. Siebzehn Jahre nach Vaters Formblatt-Versehen und seinem versehentlichen Strafraum-Foul, an einem Montag im Mai 1972, seinem ersten Arbeitstag seiner ersten Woche bei der Justiz, hielt die Hand des Proberichters, die sich noch nicht zum Richter eid erhoben hatte, ein Formblatt, überreicht durch Landgerichtspräsident Mobius, einen hochgewachsenen, mageren Mann. In einem Formblatt Nummer 922 a warnte die Bayerische Staatsregierung vor einer verfassungsfeindlichen Betätigung, sie drohte unverhohlen den Angehörigen des öffentlichen Dienstes. Noch im Mai kehrte Sebak, der Kunstakemieschüler, Christian Kirschs Freund aus der Münchner Apo-Szene, nach Kolbstadt zurück, wo er den Proberichter verführte, Siemens-Genossen in einer Basisgruppe über ihre Rechte aus dem Betriebsverfas-

sungsgesetz aufzuklären. In der Hochdruckatmosphäre des Sommers 1972, in der eine Republik zur Jagd auf die Rote-Armee-Fraktion aufrief, geriet der linke Richter auf Probe in einen Konflikt mit dem Formblatt Nummer 922 a, den er überlebte und in dem der Freund und Genosse Sebak aus dem Leben schied.

Woher sollte diese pädagogisch geschulte Fragebogen-Stimme des Jugendamts denn wissen, was Formblätter in der Familie Kirsch schon angerichtet hatten?

Ihn, den Richter, hatten seine »Klassenfeinde« 1972 nicht aus dem Weg geräumt. Er hatte sich auf ihren Weg begeben und sie »eingestaubt«, verhöhnnte er seine Widersacher von damals mit einem Ausdruck aus Vaters wilden Zündapp-Tagen. An Vaters halsbrecherische Motorrad-escapeaden auf den staubigen Nachkriegsstraßen erinnerte sich der Sozius Christ gern. Über die Fahrkünste mancher Kollegen auf den Überholstreifen der Justiz machte er sich lustig; daß auch er vorwärtsgekommen war auf dieser Bahn, stimmte ihn nicht nachdenklich, ließ ihn nicht zweifeln an sich. Nein, er hatte sein Bewußtsein von früher nicht aufgegeben. Es war nur differenzierter geworden, nicht mehr auf einen Nenner zu bringen, der in der Regel aus drei Buchstaben bestanden hatte, KPD, SDS, SPD ... Die Tatbestände, die eine gewandelte Zeit hervorbrachte, waren komplexer; die Grauwertskala, die sich zwischen Weiß und Schwarz erstreckte, zog sich 1992 in eine in den sechziger Jahren nicht vorauszuahnende Länge; er war ein Liebhaber dieses Schwarzweiß-Crescendos, das vieles umfaßte, was auf einen ersten oberflächlichen Blick widersprüchlich und unvereinbar erschien; wer etwas gegen Ausländer hatte, die in der Bundesrepublik stahlen, dealten und hehlten, brauchte sich nicht abdrängen zu lassen in einen braun-schwarzen politischen Sumpf, fand Oberstaatsanwalt Christian Kirsch.

Es dämmerte. Der Rasen fünf Stufen unter seinen Füßen, ein ausgerollter Teppich, der irgendwo im Dunkeln bei dem Kirschbaum endete. Längst hatte die Erinnerung wieder zu arbeiten begonnen. Erinnerungen lärmten in ihm. Der schöne Zustand des Gleichgültigseins war dahin. Das helle, zarte Klirren beim Aneinanderstoßen der Kelchränder, wenn Margot ein frisch getrocknetes Glas in die Reihe der bereits polierten Gläser rückte, erreichte auf der Terrasse sein Ohr. Er verwendete, schalt er sich, zu viele Gläser. Zu einer Manie war im Laufe seiner Weintrinkerjahre geworden, daß er für jeden Wein ein eigenes Glas forderte; und er öffnete, auch wenn er mit Margot alleine blieb, niemals nur eine Flasche. Nur eine einzige Flasche zu entkorken und sie an einem Abend zu leeren, erschien ihm als Vandalismus gegenüber dem Genußmittel Wein. Er begann stets mit einem kleinen Wein, damit er sich hochtrinken konnte. Ein kleiner Wein aus seinem Keller war niemals ein geringer Wein. Christian Kirsch unterschied kleine und große Weine, gute und schlechte. Schwenkte er sein Sommelier, damit ein kleiner Sauvignon bei seinem Fluß über die feinstporige Haut des Glasinneren sich öffnete, so näherte sich die kritische Nase des Oberstaatsanwalts, vorausgesetzt, auf dem Tisch stand eine Flasche seiner Wahl, zwar einem kleinen, aber guten Wein, zumindest einem ordentlichen Essensbegleiter, einem Trinkwein, eine widersinnige Bezeichnung, die, beim Wort genommen, die Konsumtion anderer Weine als ihren bestimmungsgemäßen Gebrauch negierte; und obwohl er, der »junge Lyriker« von damals, solche Sprachschnitzer im allgemeinen nicht duldete, akzeptierte der Önologe Kirsch den »vertypten« Begriff Trinkwein im besonderen Fall, diente er doch dem weinkundigen Oberstaatsanwalt und seinen Freunden zur raschen Verständigung: welcher Wein jetzt schon mit Freude zu trinken

war und welcher dem Kenner ein optimales Geschmackserlebnis erst nach einer jahrelangen Lagerung vermittelte.

Gläser klirrten, Margot balancierte ein Tablett durch die offene Tür auf die Terrasse. Mit durchsichtigen, zerbrechlichen Wesen verglich er die Mitglieder der Riedelglas-Familie, zusammengepfercht auf dem engen Karree, auf dem rutschigen Plastikboden hatten sie Mühe, sich auf ihren gläsernen Beinen zu halten. Er bewunderte seine Frau, wie elegant und sorglos sie sich mit der teuren Fracht bewegte.

»Sie stoßen sich die Köpfe wund«, warnte er.

»Ihre zarten Köpfe halten mehr aus, als du denkst«, lachte sie. »Dr. Willig hat angerufen. Er möchte einen Riesling mit dir trinken.«

»Einen Riesling, wenn ich das höre.«

»Es wird nicht bei einem bleiben.«

»Was für einen Riesling will Dr. Willig mit mir trinken? Ich habe nicht nur einen im Keller.«

»Der vom letzten Mal hat Dr. Willig sehr gut geschmeckt.«

»Ich glaube, den beiden Willigs schmeckt jeder Riesling von mir.«

»Ist das verwunderlich?«

»Am Anfang waren mir die Willigs ein wenig unkritisch«, erinnerte er sich.

»Du bist ungerecht. Die Willigs sind reizende Leute. Und sie bewundern dich.«

»Schön, ich gebe ja zu, sie sind mir«, er faßte sich theatralisch an seine Brust, »ja, sie sind mir ans Herz gewachsen. Um wieviel Uhr darf ich Herrn Dr. Willig meinen Riesling kredenzen?«

Sie stellte sich, wobei sich das Tablett gefährlich neigte, auf Zehenspitzen, um über den Zaun zu sehen.

»Keine Sorge«, sagte er, »sie sind noch nicht zu Hause.«

Er lächelte sie an und nickte. »Sie haben ein gewisses Niveau.«

»Schließlich unterrichtet er Geschichte und Sprachen.«

»Das meine ich nicht, Margot. Ich spreche von einem nonverbalen Verständnis. Eine sprachlose, nicht der verbrauchten Wörter bedürftige Kommunikation. Früher«, er ging zwei große, heftige Schritte auf das quadratische Beet voll gläserner Tulpen zu, die bis zu seiner Kinnhöhe wuchsen. »Früher«, wiederholte er, sich konzentriert an den Zeitgeist der achtundsechziger Jahre erinnernd, »früher, da kam es uns auf den politischen Grundkonsens an. Für jeden Bartträger galt der Anscheinsbeweis des richtigen Bewußtseins, heute wissen wir, daß nichts mehr trennt als zum Beispiel ein halbtrockener Silvaner. Die Freiheit nehm ich mir! schreit die junge Reklamefrau hysterisch und klopft sich eine Kim aus der Packung und fängt an mit dem Paffen. Jetzt ist sie wirklich frei, die neue Frau. Das ist die leichte, die neue Art.«

»Ein Mann mit Bart, eine junge Frau ...?«

»Die gehören bei Lichte besehen zusammen, verstehst du ... Freiheit«, rief er laut in den Garten, »ich höre immer nur Freiheit. Freiheit! Die Leute wissen doch gar nicht wozu.«

»Bist du jetzt nicht ein bißchen elitär?« mahnte sie.

»Außenseiter sind eine Elite. Ich war immer Mitglied einer Elite, einer Elite, die litt.«

Er war laut geworden. Nach »litt« setzte die Stille jäh und übergangslos ein, so daß seine letzten Worte wie Schreie in seinem Kopf nachhallten. Er verlor nicht gern die Kontrolle über seine Gefühle. Jetzt schämte er sich. Wer schreit, hat unrecht, hieß ein albernes Sprichwort. Es blieb ungesagt. Und doch war es ausgesprochen.

»Heute gehörst du einer Elite an«, sagte sie nach einer Weile. »Und die leidet nicht, die herrscht.«